

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 136.

Dienstag, 15. Juni

1926

Edelsteine.

(10. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Sauer.

(Nachdruck verboten.)

Der Oberkellner war etwas perplex. Doch stand er jetzt, dem Hoteldirektor den Rücken lehrend, Dr. Splitterricht Rede und Antwort.

„Als Sie heute früh Herrn de Ruyter weckten, ist Ihnen da etwas Besonderes aufgefallen?“

„Inwiefern meinen Sie, Herr...?“

„Ich bin Kriminalkommissar und das „inwiefern“ will ich von Ihnen beantwortet haben!“

„Ja, das heißt... ich habe Herrn de Ruyter eigentlich gar nicht geweckt.“

„Wer denn, der Hausdiener?“

„Nein, niemand.“

„Also steht Herr de Ruyter immer ungeweckt auf?.. Wohl ziemlich früh schon?“

Des Kommissars stehende Gewohnheit war es, in seinen Fragen scheinbar das Gegenteil dessen anzustreben, was er eigentlich hören wollte. Das bewährte sich hier wie so oft schon.

Der Oberkellner zögerte etwas, dann sagte er:

„Herr de Ruyter schläft für gewöhnlich sehr lange, weil er oft im Klub oder sonstwo bis gegen Morgen aufgehalten wird.“

„Aber gestern ist er verhältnismäßig früh schlafen gegangen, nicht wahr? Wann denn ungefähr?“

„Um halb eins.“

„So, halb eins... und wann hat er heute seinen Kaffee bestellt?“

„Gegen acht.“

„Sie waren selbst oben?“

„Ja.“

„Betraten Sie das Zimmer? Das Schlafzimmer des Herrn de Ruyter, meine ich?“

Der Oberkellner, jetzt ganz im Banne des Kriminalisten, nickte ganz ergeben:

„Jawohl.“

„Und da lag Herr de Ruyter noch im Bett?“

„Nein, er war schon aufgestanden.“

„So... beim Anziehen wahrscheinlich?“

„Nein... ich habe mich, offen gestanden, ein bißchen gewundert... Herr de Ruyter war schon vollständig in Toilette... er stand am offenen Fenster, rauchte eine Zigarette und sah auf die Straße. So mußte er's wohl überhört haben, daß ich reinkam... denn...“

„Nun... was war denn?“

„Ja!... mir schien... ich hatte, ganz offen gestanden, als ob Herr de Ruyter, wie ich reinkam — das heißt, wie er mich bemerkte, da erschrak er... er fuhr ordentlich zusammen...“

„Aber das fiel Ihnen nicht besonders auf?... Sie dachten eben, das käme, weil Sie unvermutet vor ihm standen?“

„Ja, ganz recht, Herr Kommissar!“

„So, ich danke Ihnen schön... Auch Ihnen, bester Herr Krause, Sie haben ja das Gespräch mit Herrn Beier gehört. Es könnte sein, daß ich später darauf zurückgreifen muß!“

Dann stand Dr. Splitterricht wieder auf der auch jetzt in der Nacht von lautem Verkehr erfüllten Straße und nannte dem Chauffeur die Adresse des Cafés Metropol.

Dort bestätigte der Kellner dem Kommissar genau das, was Wolf Start am Nachmittag bekundet hatte: der junge Herr sei halbohmächtig hintenübergeunken, als er die Zeitung las... Das ganze Café habe sich nachher, wie seine Freunde mit ihm wegfuhr, noch lange darüber unterhalten.

So wußte der Kommissar, was ihm wichtig war, und wessen er sicher gewesen wäre, auch ohne erst nach Berlin zu fahren... Nun drängte es ihn und rief ihn förmlich zurück nach Breitenberg.

Er sah nach der Uhr... Doch schon nach halb elf!... Er konnte kaum um Mitternacht zurück sein.

Der Wagen ratterte an... Dann glitt er die Straße hinauf und auf den lichtbeglänzten Asphalt des Fahrdammes zwischen den Menschenmassen, die zu beiden Seiten wie brausende Ströme hintrieben... Und während die Gegend dunkler, die Straßen lichtloser und die Menschen seltener wurden, formte sich in des Kriminalkommissars Hirn immer deutlicher das Bild jener grassen Tat, erschienen auf der hellen Fläche seiner Phantasie klar und greifbar die Silhouetten derjenigen, die die Blutschuld trugen.

IV.

Pünktlich acht Uhr vierzig Minuten war Geheimrat Wildner aus dem Bahnhof und konnte gleich darauf die Krankenschwester begrüßen, die er von einem der großen Krankenhäuser der Hauptstadt erbeten hatte.

Schwester Adelheid war ein kräftiges Mädchen mit einem energischen Gesicht und hellen, mutigen Augen. Sie hörte dem Geheimrat, der ihr den Fall erklärte, gespannt zu und bewies durch ihre Zwischenfragen, daß sie mit allem vertraut war, was hier von ihr erwartet wurde. Dem Geheimrat war ihr festes, zielstärkeres Wesen eine Beruhigung, er fühlte, daß er getrost einen Teil seiner Verantwortung in diese klaren Hände legen konnte, denen alles Zugreifen bei der doch harten Arbeit nichts von ihrem natürlichen Adel hatte rauben können.

Als der Professor selbst die Nacht über im de Ruyter'schen Hause bleiben wollte, bat die Schwester ihn, sich doch nicht unnötig seiner Nachtruhe zu berauben. Und als Thekla, deren Berührung mit Schwester Adelheid bei dem jungen Mädchen eine sichtliche Sympathie auslöste, sich ebenso gegen sein Hierbleiben im Hause wandte, da gab der alte Herr im Herzen wohl nicht so ungern nach, empfahl aber, ihn, wenn irgend etwas Unvorhergesehenes einträte, sofort telephonisch anzufragen.

Das versprachen die jungen Damen und hatten außerdem für alle Fälle die Köchin Minna und die Jose Villi neben Theklas Schlafgemach in dem ersten der beiden Fremdenzimmer einquartiert.

Die Kranke war ziemlich ruhig. Thekla ließ deshalb nicht nach, bis Schwester Adelheid sich mit ihr in die Nachtwache zu teilen versprach.

„Wir bleiben dann beide frisch und das kommt unserer lieben Kranken zugute“, hatte sie gesagt.

Jetzt lag sie auf dem Diwan im Boudoir und schlief

fest und ruhig, während die Schwester am Bett der im Fieberschlaf leise ächzenden Frau saß und an einem langen Wollschal strickte.

Die Uhr schlug zwölf.

Und die Schwester, die in den Plan des Kommissars, die Nacht hier heimlich zu verbringen, eingeweiht war, dachte eben, daß der Beamte doch wohl längeren Aufenthalt, als er selbst vorausgesehen hatte, in Berlin haben möchte und so am Ende nicht rechtzeitig würde hier sein können. Aber diese Aussicht, allein hier zu bleiben, flöhte ihr keineswegs Furcht ein. Die Türen zum Korridor waren verschlossen, es befanden sich hier oben außer der Kranken vier Frauen, und ein Druck auf die elektrische Klingel rief den Diener herbei, der mit einem Revolver bewaffnet war.

Indem Schwester Adelheid das überdachte, hörte sie ein fernes Geräusch.

Sollte es der Kriminalkommissar sein, der nun doch, wie versprochen, eintraf und von hinten her durch das Gewächshaus hereinkam? . . .

Schwester Adelheid lauschte angestrengt, aber nichts ließ sich mehr hören. . . . Trotzdem trieb sie etwas, sich zu erheben und an die Tür zu gehen. Da stand sie eine ganze Weile und wollte schon in der Meinung, sie hätte sich getäuscht, wieder an ihren Platz, als es ihr plötzlich wie ein Zucken durch die Nerven ging.

Sie hatte mit ihrem feinen Gehör erfaßt: draußen auf dem Korridor schlich jemand die mit weichen Matten belegte Diele entlang. . . .

War's der Kommissar, der heimlich dem Verbrechen nachspürte? — Der würde sich, wenn er von ihr und Thella etwas wollte, wohl melden. . . .

Da — nun preßte der Schwester, so mutig sie war, sich doch das Herz zusammen! Draußen faßte eine Hand an die Klinge der Tür, neben der Schwester Adelheid stand. . . .

Nein, das war der Kommissar nicht! — Der würde nicht daran denken, auf solche Weise Einlaß in das Krankenzimmer zu suchen.

Die Schwester rührte sich nicht, und ihr Atem wurde so dünn und leise, daß sie selbst es kaum spürte. . . . Ihr war, als flösse ihr plötzlich ein kaltes Nieseln durch die Brust.

Die Hand draußen drückte langsam mit unendlicher Vorsicht die Klinke nieder. . . .

War es der Verbrecher, der herein wollte? . . . Und hatte er auch wirklich gedacht, auch in dieser Nacht offene Türen zu finden? . . . War denn auch die Tür festverschlossen? . . . Um Gottes willen, wenn der Riegel der Tür nicht fest einhakte! . . . Wenn es dem Schrecklichen gelang, einzudringen. . . .

Einen Augenblick vor Entsetzen starr, wollte die Schwester im nächsten Thella wecken, wollte nach dem Diener läuten — da ging die Klinke der Tür, auf die ihre Augen wie gebannt blickten, langsam wieder hoch. Die Tür war fest geblieben. . . . die schleichenden Füße entfernten sich nach rechts. . . . und. . . . ja! . . . sie machten von neuem halt vor der Boudoirtür.

Mit dem Unheimlichen zugleich glitt Schwester Adelheid, die bei ihren Nachtwachen Filzschuhe trug, ins Boudoir. Und hier stand sie ebenso, die Nerven wie Bogensaiten gespannt, nur durch ein paar hellgestrichene Bretter getrennt von jenem rätselhaften Unhold, der noch nicht zufrieden schien mit dem einen blutigen Opfer, das nebenan in Fieberträumen röchelte.

Aber dem starken Mädchen war der Mut wiedergekehrt. Und sie bedauerte nur das eine, daß der Kommissar nicht rechtzeitig hatte zurück sein können, daß er jetzt nicht hier an ihrer Stelle stand. Ja, es war ihr schrecklich, daß sie kein Mann war und nicht die Tür aufreißen, hinauspringen und den Schleichenden da draußen festnehmen konnte!

Auch hier war die Klinke langsam heruntergedrückt und ebenso behutsam wieder freigegeben worden. . . . Jetzt entfernten sich die tastenden Schritte immer nach rechts hin. . . . Flüsterte es nicht auch? . . . Raunten nicht — wie aus Kellertiefen herauf — dumpfe Menschenstimmen? — Nein, das waren nur die Laute ihrer erregten Einbildung, ihr eigenes pochendes Herz, das die Schwester täuschte.

Aber sie ging nicht von der Tür fort. . . . Und als die Kranke einmal heftiger stöhnte, sah sie schnell nach ihr und kam schattengleich zurück, noch immer auf die Fortsetzung jener Mörder Schritte lauschend, die ihr Gemüt aufpeitschten.

Auf einmal knallte ein Schuß!

Er zerriß die Stille der Nacht mit Gewalt und flammte förmlich rothell auf vor der Horchenden. . . . Thella sprang empor:

„Was war das?“

In dem matten Schein der seidenverhangenen Birne in der Ständerlampe blickten die schwarzen Augen der Fragenden groß und schreckhaft:

„Was war das, Schwester?“

Thella griff nach der Hand der anderen; die zitterte.

„Es hat geschossen. . . .“

„Hier im Hause?“

„Ja, es muß hier oben auf der Etage gewesen sein. . . . Ich stehe schon immer hier und horche. . . .“

Und Schwester Adelheid erzählte der Schwarzhaarigen, deren Züge das Grauen malte, von dem schleichen den Tritt, draußen im Gange, vom verräterischen Druck auf die Klinke an ihren Zimmertüren.

Indem kamen kräftige Schritte den Korridor herauf, vor dem Boudoir hielten sie. Jemand klopfte.

„Wer ist da?“

„Ich bin's. . . . der Diener. . . . Martin. . . . Haben gnädiges Fräulein den Schuß gehört?“

Die Schwester öffnete.

Der Diener stand, die elektrische Taschenlampe in der linken, den Revolver in der rechten Hand, vor ihr und Thella.

Die Schwester wunderte sich, daß er so schnell in die Kleider gekommen war. (Fortsetzung folgt.)

Bahnfahrt.

Städte, die du nie betreten,
Dörfer, die du nie geseh'n,
Tauchen auf in raschem Wirbel,
Grüßen hastig und verweh'n.

Täler, wo du rasten möchtest,
Wiesen, golden überblüht,
Seen, Teiche, Silberbäche,
Drin die Abendsonne glüht.

Oft noch denkst du an die Reise,
An das bunte Spiel zurück.
Eine Stimme fragt im Herzen:
Wo ist Heimat? Wo ist Glück?

Hans Gassen

Abend auf dem Vierwaldstätter See

Von Hans Arno.

Der Urnersee ist der schönste Teil des Vierwaldstätter Sees. Oben auf Seelisberg, über dem Rütli, das links unten liegt, ist von der Terrasse des Hotels Seelisberg ein herrlicher Blick über den Urnersee hinweg. Man schaut hinab auf Brunnen, das unten gegenüber jenseits des Wassers liegt. Dahinter das Tal nach Schwyz, und dort blauen in der Ferne die Mythen. Links drüben das Rigi massiv, rechts von Brunnen auf halber Höhe der Aarestein, an dem unten die Aarestrasse am See entlang nach St. Gallen und Altdorf und die Gotthardbahn läuft. In dem Aarestein strebt die Aaresteinbahn empor. Dort lugen zwischen Felsen und Wäldern vereinzelt die Hotels von Morschach hervor. Rechts daneben aber ragt die mächtige Pyramide des Frontalstocks herrlich auf. Und daran türmen sich hohe, himmelhohe Berge und Berge. Das ist ein Tag, an dem man das Heute groß schreibt.

Menschen, die lärmend und lachend voller Sommerfreude auf die Terrasse kommen, werden still, wenn der Blick ihrer Augen der Schönheit dieser Nachmittagsstunde ausfliehet. Es ist so schön, daß man wirklich glücklich ist.

Sinter uns wird auf der Hotelterrasse allenthalben Kaffee serviert. Das Bier, wie man im Schweizerland sagt, selbst wenn man es erst um sechs Uhr zu sich nimmt. Irgendwo eine weibliche Stimme, es sei nicht richtig, den Kaffee erst jetzt einzunehmen, man verdirbt sich ja zum Abendessen den Appetit.

Sonderbar, daß hier —! — Was tut's? Man hört es ja kaum. Die Natur spricht zu uns ihre ewigen Worte; da ist man Gott sei Dank alltags entrückt. — „Der Kaffee ist nicht einmal richtig warm!“ —

Der Blick fliehet hinab auf den blauen, blauen See, auf dem nun die Nebel zu schweben beginnen. Der Tag schickt sein Abschiedslächeln über den Himmel. — „Und der Kuchen ist nicht frisch.“ —

Grund genug, um hinzusehen nach der fraglichen Richtung. Man stellt fest, daß die Aussicht über den See hinweg die bedeutendere ist und sucht sich halt veranlagt ein ander Plätzchen, wo man wieder ungestört sein Ausfluchtsglück für sich hat. Dann sieht man um sich und die Zeit geht weiter. Aber selig die Frist, wo man zeitlos sein darf.

Dann geht es mit der Bahnradbahn hinab nach Treib. Herrlich! Dem blauen Wunder da unten zu, das zu uns heraufzuschweben scheint. Und man ist so zufrieden, großes Erlebnis bewirkt Andacht, man ist still und weilt froh.

Da stellt man fest, daß das Dampfschiff, welches die Ausflügler über den See hinweg nach ihren Standquartieren in Weggis, Vitznau am Rigiufer bringen soll, bereits abgefahren sein muß.

„So etwas, nun kommen wir zum Abendbrot zu spät!“ Das ist ja wieder — Schließlich stört es doch, selbst wenn es eine weibliche Stimme ist. Ein zweiter Blick auf sie verrät, daß sie aussieht wie jemand, der mal bessere Laune gehabt haben könnte. —

Dort liegen die Nothen. Die beiden Gipfel stehen im Glanz der scheidenden Sonne. Darüber der Abendhimmel! Und unten den See! „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, schöner ein hold Gesicht, das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt.“

Er ist daran schuld, daß sie zu spät zum Souper kommen. — Da unten Brunnen! Ein weißer Schwan gleitet über blaues Gefild darauf zu. — Der bewukte Dampfer!

„Dort fährt er!“ Und nun schimpft es über mangelhafte Anschlüsse. Der, auf den sie hineinquät, hat einen verlegenen Gesichtsausdruck. Daran erkennt man oft Ehemänner.

Auf den Frontalpfad hoch über uns gelbt die Sonne ein goldenes Nüschchen! Unter auf dem See weiße Schleier.

Er hätte den Anschluß wissen müssen, sich erkundigen können. — Die Bahnradbahn kommt am Dampfschiffhalteplatz Treib an. Der Blick über den See ist ein Märchen. Oben die Matten von Morsbach im Abendlicht, im Hintergrund in Purpurgold die Nothen.

Nun bekommen wir nur noch kalt nachserviert! „Körge! nach einer Fahrgelegenheit. Von Brunnen her kommt ein Motorboot, erbarmt sich ihrer, schwemmt sie und ihn nach dorthin ab.“

Lange liegt das Auge auf abendumsonnten Bergen, sieht dieses Wunder tief in die Erinnerung hinein.

Von Brunnen der Dampfer nach Weggis, Luzern. Das Ded voll lachender, fröhlicher Menschen mit Sommergesichtern. Auf Oberded aber hin ich mit dem Abend allein. Das Schiff in Fahrt. Da — jetzt wird der Urrotstod frei; weißes Abendglück steigt von Firnen nieder. Tiefatmender Wunsch, in die Knie zu sinken. „Hier zieht es so!“

Könnte das Motorboot nicht auf dem Weg nach Brunnen auch diesen Dampfer verfehlen!! Hinunter aber, wo es windgeschützt ist, will sie auch nicht gehen. Daß er ihr Gatte ist, erkennt man notabene auch an der Gebuld in seiner Stimme. Nur lang erprobte Ehemänner haben solch eine Geduld in der Stimme. Auch hat er die resignierte Kleidung eines, der leider ihr Mann sein muß. Es stimmt schon. Obendrein ist er auch schuld, daß sie ihren Mantel nicht mitgenommen hat.

Gerlau! Na hoffentlich —! Nein, sie bleiben! Das Wasser des Sees tiefblau bis auf den Grund. Links vor uns dunkelt das Stanserhorn, rechts zur Seite liegt die Sonne auf dem Rigi und lichtet in den See um uns hinab.

Vitznau! — Sie erzählt Bekannten die Katastrophe in Treib, als sie das Schiff verpackten. Er bekommt ein Pfund böser Blicke. Und der Vertebr überhaupt in der Schweiz! —

Die Welt ist Zauber der Abendsonne. Alle Berge rechts träumen im Alpengelübde, unvergesslich schön. Himmel in Violett. Boote gleiten über eindunkelnde Wasserfläche; Berge rechts gestalten sich in graue Silhouetten um. —

„Das späte Abendessen ist obendrein nicht gesund.“ — Dann erzählt er von früheren Reisen. Früher? — Ja, er ist auch nicht mehr jung. Wie er früher mal allein in Gasten war. Ist es die Abendsonne, die dieses Lächeln in sein Gesicht lockt? — „Und ich konnte allein in Wol sitzen.“ Und nun seine Stimme zu seinen Worten: „Du wolltest ja nicht mit einem kranken Mann ins Bad, das sei dir zu langweilig, hast du gesagt!“ —

Wegs! — Aha, man steht auf, geht hinab. Aber ihm schau ich jetzt nach. Mühsam und allein hint er mit verkürztem Bein den anderen nach. — Auch das noch!? Von ihr, schon voraus, die Treppe zum Ded nur noch die Stimme.

Was sie alles, wie gut und wie reichlich als Tagesbesorgung bekommen. Im nächsten Sah schmelzt sie auf die teuren Pensionspreise. — Aber das verliert sich. —

Alpenröde verschwindet in grau. Die Natur um uns ist voll Lachen und Freude. Die Abendsonne ist großzügig und zaubert weiter. Der Rigi ist eine einzige, herrliche Flamme, während das Schiff in den gigantischen Schatten des Pilatus und in die Nacht hinein auf Luzern aufsteuert.

In der Mühle.

Von Friedrich-Karl Kobbé.

Einsam liegt die Mühle an der Landstraße, zwischen den Waldbergen, die hier zu einem Kessel abfallen und nur schmalen Durchgang lassen für den kleinen Fluß. Sein klares, grünes Wildwasser treibt mit starkem Gefälle das Mühlwerk und füllt das Tal mit eintönig dumpfem Rauschen. Die Mühle besteht aus dem weißgetünchten, zweistöckigen Wohnhaus und dem Wert, das aus rohen Kiefernstämmen gefügt ist. Dem Wohnhaus gegenüber, an der anderen Seite der Straße, wächst ein Stallgebäude in den Bergabhang hinein; ein Zugschle, vier Kühe, einige Ziegen und eine Schar schwarzer kleiner Hühner zeugen mit zwei dänischen Doggen und einem grauhaarigen Angorakater von dem Wohlstand des Besitzums.

Dieser in den ärmlichen Waldbergen besonders augenfällige Wohlstand war es, der den im ersten Nachkriegssommer von der Landeshauptstadt des Basler kommenden Bisesfeldweibel a. D. und ehemaligen verbummelten Studenten bewog, sich in der Mühle einzumieten; als Vaterlandsverteidiger, der aus seinen Verdiensten kein Gehl machte, konnte er sich einen Sommer lang mit Anstand freihalten lassen. Damals führte noch der alte, früh verwitwete Müller die Wirtschaft, unterstützt von seiner dreißigjährigen, weilen und ein wenig hintenden Tochter, seinem einzigen Kind, dem Knecht, der Magd und dem Hütelungen. Als das Laub der Wälder sich zu färben begann, gab der Alte dem Drängen seiner Tochter nach, die den tapfern und gelehrten Gast zum Mann begabte. Fünf Monate später kam ein Entselohn zur Welt, und am ersten Sonntag des neuen Jahres starb der alte Müller, nachdem er am Silvesterabend drei Stunden weit durch den Eiswind über Land gegangen war, im nächsten Markt dem Schwiegerjohn Neujahrspunsch einzukaufen.

Sechs Jahre sind seitdem vergangen. Im Tal hat sich nicht viel verändert; die Landstraße ist zweimal ausgebaut und die Wälder rundum sind merklich gelichtet worden. Noch immer steht das Wohnhaus weißgetüncht und zweistöckig; in seinem Innern aber ist manches anders als ebend. Ein Fernsprechartapparat, der freilich kaum einmal im Monat benutzt wird, hängt im feuchten und kühlen Flur; mit elektrischem Licht sind Haus und Mühle ausgestattet, und wenn der kleine, im Wert eingebaute Motor auch meist gestört ist, so nehmen sich die weiß und grün lackierten Teller mit den Glasbirnen doch stattlich genug aus. Nicht wiederzuerkennen vollends ist die Wohnstube. Zwischen die alten schweren Bauernmöbel hat sich ein Klavier geschoben, ein nicht eben neuer, aber hellfarbiger und mit Messingbeschlägen reichlich gezierter Kasten; über ihm kreuzen sich an der Wand zwei Raviere, und zwischen ihren Rängen prangt die blaue Mütze, die der Müller einst auf Deutschlands hohen Schulen zwölf Semester lang getragen hat. Das Schweinsledersofa ist in die Küche verwiesen worden; an seiner Stelle steht ein Divan mit persisch gemustertem Überzug unter der Schwarzwälderuhr.

Der Divan ist des Müllers Lieblingsplatz. Hier liegt er tagsüber, raucht und trinkt unzählige Krüge des sauren Mostes, den die Krüppeläpfel und Krüppelbirnen des Obstgartens hergeben. Auch das Essen wird ihm von der Magd in die Wohnstube getragen, und er nachtet auf dem Divan öfter als in der Kammer bei der Müllerin. Selten verläßt er die Stube, das Haus: nur in den Nächten um den Vollmond. Mit den Stunden umkreist er dann die Mühle, immer wieder; bisweilen bleibt er stehen, spricht vor sich hin, lacht, und die Doggen knurren. In diesen Nächten schläft die Müllerin nicht. Sie sitzt, verborgen durch den Vorhang, weiß, bleich und tränenlos am Fenster und lauscht auf die Schritte ihres Mannes, auf die dumpfen Laute seiner Reden und das Knurren seiner Doggen. Zuweilen ruft nebenan das Kind im Schlaf. Gegen Morgen nähern sich die Schritte dem Hause und stampfen im Flur; dröhnend fällt die Stubentür ins Schloß. Zwei Fäuste schlagen das verstimmte Klavier, das Haus erzittert vom Gesang des Müllers: „Hier Saale, dort die Rubelsburg.“ Gläser zerpluttern, die Doggen heulen, und in der Kammer birgt die Müllerin ihren Kopf tief in ihr Kissen. Die langsam über den Waldbergen aufsteigende Sonne findet den Müller noch am Klavier; er trägt die blaue Mütze, trinkt und laßt die Lieber seiner zwölf verlorenen Semester. Ihm zu Füßen schlafen die Hunde.

Verschönerungskursus.

Von Dr. Ludwig Sternheim (Hannover).

(Schluß.)

Mit dem bisher Gesagten ist die Tagesarbeit aber keineswegs erschöpft. Wir wissen aus der Schule, wie schnell manches von dem frisch Aufgenommenen verloren geht. Zudem — die Elemente lassen das Gebild von Menschenhand. Ständiges Auffrischen ist nötig. Ungeniert sieht man unsere Schönen damit beschäftigt; Arbeit schändet nicht. Während der Fahrt, in der Konzert- und Theaterpause, ja während der Unterhaltung, wenn gelegentlich einmal der andere Teil zum Reden kommt — „hier vollend' ich's, die Gelegenheit ist günstig; — ich und mein Fläschchen sind immer beisammen; Nachbarin, Euer Stifftchen!“

Es ist kein Wunder, wenn unsere Damen an Übermüdung leiden. Bei ausgedehntem Stundenplan sind unsere Schulkollegen stets gegen eine Überbürdung mit Hausarbeiten gewesen. Es wäre ungerecht, von unseren Frauen noch häusliche Arbeiten zu verlangen. Man gönne ihnen die kleinen Erholungspausen, in denen sie Sauerstoffladungen auf die Gesichtshaut legen, die ungefähr 20 Minuten lang liegen bleiben und ein gutes Mittel gegen Abspannung sein sollen. Die armen Frauen sind ja noch viel übler dran als die überbürdeten Schulkinder. Diese haben ihre Sonn- und Feiertage, ihre Ferien. Die Frau ist unermüdlich. Sie glaubt, daß sie nur durch tägliche Arbeit sich Erfolgs sichern kann, und daß es zum Karezzieren am Sonntag nicht genügt, wenn man nur Samstags den Pinsel führt. Ihre einzigen Ferien genießt sie, wenn sie sich in ihr Schlafgemach zurückzieht. Aber selbst dieser Ruhe geht unmittelbar noch anstrengende Vortarbeit voraus. Erst muß alle Schminke und aller Puder mit Abschminktupier sorgfältig abgerieben sein, nachdem die Haut vorher gründlich eingeseiftet war. Dann wird das Gesicht mit Milch gewaschen. Zweimal in der Woche wird außerdem eine Gesichtsabreibung mit Kampferwasser vorgenommen. Man macht diese Extranummer dann vor der Milchwaschung und benutzt dazu ein Leinwandlappen. Nun — winkt bald die wohlverdiente Ruhe. Man kann den bedauernswerten Elavinnen nur raten, die Schlafzeit recht auszubehnen, damit sie anderen Tags mit frischen Kräften an die Arbeit gehen können.

Das sind die Prozeduren, welche die Mode als jüngste Kinder ihrer Laune in die Welt gesetzt hat. Man kann die Vorschriften als Tollheit bezeichnen, die Methode wird man ihnen nicht absprechen können. Den Männern scheint übrigens der neue Wandel der Frauen zu gefallen, sonst wäre er auf die Dauer nicht denkbar. Das Urteil der Männer ist für die Frauen maßgebend und erlaubt ist, was gefällt. Unter den Vinden in Berlin betrachten die Herren den Gruß einer geschminkten Dame schon längst nicht mehr als Blamaze. — Eine andere Ansicht hat der Arzt, der beruflich ebenso geschlechtslos ist wie ein Schneider, Friseur oder Kellner. Selbstverständlich ist er für Turnen und Baden, für vernünftige Körper-, Hand-, Fuß-, Nagel- und Haarpflege. Aber er ist dagegen, daß auf den schönen Gesichtern der Frauen wie am Himmel Zeichen und Wunder geschehen, obgleich die Parallele naheliegt. Gegen diese neue Modeirung wendet sich das ärztliche Urteil, gegen ihre seelischen und körperlichen Schädigungen. Er läßt sich mit wenigen Sätzen begründen und präzisieren:

Kaltesische Eroberungen haben nicht die Dauer von moralischen; eine Liebe auf platonischer Grundlage ist immer noch verständlicher als auf passioneller. — Zur Beurteilung einer Frau genügt nicht die Beantwortung der Frage: Kennst du meine Farben? Wir verlangen mit Hamlet: mehr Inhalt, weniger Kunst. Nur Höflichkeit sollten mit dem Mantel der Schminke zugegeben werden. Bei der Menge von Schminke, die alle Welt befeuert, sollte man nicht mehr an das Vorhandensein von natürlicher Schönheit glauben. Vor allem aber — es wandelt niemand ungestraft unter Salben. Mit der Zeit erweisen sich die Schminken- und Pudertöpfe für die Haut als Pandorabüchsen, wenn sie auch noch so zierlich aussehen und Wohlgeruch vortäuschen. Die Greuel der Verwüstung bleiben nicht aus und was man früher aus Laune tat, muß man aus Not tun. Warte nur, balde — dann aist es Gräber zu übertünchen, die du selbst gegraben.

Wie gut wir's haben.

Gedanken zur heutigen Mode.

Es ist so leicht, grämlicher Kritiker zu sein und über die Mode zu spotten. Man kann gewiß dieser launischen Dame viele Vorwürfe machen, aber einiges Gute muß man ihr doch lassen, und wenn man der Mode Herrschucht und Unvernunft nachsagt, so erfordert es doch auch die Gerechtigkeit, daß man sie einmal lobt, wo sie zu loben ist.

In geschmacklicher Hinsicht hat sie sich doch — ungeachtet aller Seitenstriege und Torheiten, die man ja aber weder mizumachen brauchte noch braucht — gerade in der letzten Zeit ganz ungeheuer verbessert! Die Frau von heute ist sich ihres Rechtes auf Persönlichkeit bewußt und kann und soll das auch in ihrer Kleidung zeigen, indem sie aus der Fülle der Modenvorschriften das für sie Geeignete herausucht und ihren Bedürfnissen entsprechend abwandelt.

Eine Selbstverständlichkeit dünkt es uns z. B. heute, daß die gut angezogene Frau ihre Kleidung vom Hut, Mantel und Kleide herunter bis zum Strumpf und Schuh, zum Handtäschchen, Handschuh, Taschentuch und Schmuckstück in geschmackvoller Übereinstimmung wählt. Die allgemeine Stilsicherheit ist so erfreulich gewachsen, daß Entgeisungen zur Seltenheit werden. Anders kleidet man sich zum Sport als für den Beruf, anders fürs Haus als für die Straße; anders für Geselligkeit, anders für Theater und Öffentlichkeit, und die meisten Frauen wissen diese Geschmacks- und Zweckmäßigkeitsvorschriften recht geschickt zu handhaben. Wie anders war das noch vor zwanzig Jahren! Da sah man noch Schleppkleider im Straßenstaub, abgelegte Ballkleider als Hausgewänder, spitze, dünne, hochhackige Schühlein zum Sport, der allerdings damals nur erst in schüchternen Anfängen bestand!

Ja, wir haben es entschieden besser mit der heutigen Mode. Wir brauchen nur die Hälfte der Meterzahl oder noch weniger als früher zu einem Kleide und können uns deshalb öfter einmal etwas Neues leisten. Auch Moden, die anscheinend kostspielig sind, lassen sich selbst für schmalere Geldbeutel erschwänglich gestalten. Wie leicht und rasch sind unsere Kleider von heute übergestreift, und mit wievielen Knöpfen, Efen, Haken, Bändern usw. mußte sich früher die Frau herumplagen! Unsere Kleider schmiegen sich jeder Bewegung an und beengen uns nicht. Die gräßliche „Futtertülle“ mit Fischbeineinlage von früher ist gottlob zum sagenhaften Begriff geworden. Überall heißt die Parole der heutigen Frauenkleidung: „Frei, leicht, praktisch und bequem!“

Ina Wolters.

Vom Lächeln.

Was wir brauchen.

Es ist eigentümlich erstaunlich, wie wenige Menschen das Lächeln kennen, und doch ist es das, was so wichtig und nötig ist in unserer wunderlichen Welt.

Habt Ihr einmal darauf geachtet, ob die Menschen lächeln können? Ich meine nicht: lachen. Lachen kann Befreiung und Wohlthat sein, kann uns für kürzere oder längere Zeit dem Alltags entziehen. Aber das wirkliche, das echte Lachen wird uns nur selten geschenkt, und oft dürfen wir's nicht einmal herbeiloden. Oft hat es keine Berechtigung und keinen Platz in unserem Leben der Arbeit und des Kampfes ums Dasein.

Ich meine auch nicht das gleichsam eingefrorene Lächeln, das wir auch als das konventionelle bezeichnen, und das dazu da ist, eine Leere zu verdecken oder Gedanken zu verbergen. Und noch weniger meine ich das höfliche oder höhnische Lächeln, das aus Überhebung, Neid oder Schadenfreude entspringt. Nein, alles dieses meine ich nicht.

Was wir brauchen, ist das verstehende und das gütige Lächeln, das Erkenntnis zur Voraussetzung hat.

Wer erkannt hat, daß, was wir unser Vollen und unsere Macht nennen, im Grunde doch nichts weiter ist als der engere oder weitere Spielraum, der uns in unserem festbegrenzten Kreise gelassen ist — der wird lächeln über den Jahrmarkt menschlicher Eitelkeiten und Leidenschaften.

Wer den Kampf ums Dasein gekannt hat, und Not, Kummer, Sorge wie auch die Abwege und Umwege, die daraus entstehen, der wird traurig, aber verstehend lächeln, wo andere in Unkenntnis und selbstgerechtem Hochmut vernichtendes Urteil fällen.

K. B. Sch.